Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 9 (1933)
Heft: 2

Artikel: Rauschgift! Rauschgift! [Fortsetzung]
Autor: Rogg, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-752126

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rauschgift! Rauschgift!

Erlebnisse und Erfahrungen eines Süchtigen • Nach dessen Angaben bearbeitet und erweitert von Rob. Rogg

Erste Fortsetzung

Nichts geschah. Der Professor, als er am nächsten Morgen an mein Bett kam, sagte lächelnd, er danke mir für meinen Brief; das, was mir Sorge mache, würde sich von selber geben. Punkt. Das war alles. Und am Abend markierte ich wieder, woraufhin ich sogleich meine Spritze bekam. Ich war einerseits tief enttäuscht über den Arzt, daß er meine Besorgnisse so leicht nahm, andererseits sagte ich mir, daß ich nun, da ich es ihm gesagt hatte, aller Besorgnisse ledig wäre, und ich markierte meine abendlichen Schmerzanfälle immer weiter. Dann kam die Nachtschwester, die ich allmählich schon gut kannte, ihr silbernes Kästchen schwankte und glitzerte im Licht der Nachtlampe. Ich hatte nicht lange auf sie zu warten brauchen. Aber dies Warten war besonders eindrucksvoll. Es war Nacht, das Krankenhaus atmete. Alles war dunkel. Ich drückte die Klingel, es surrte leise, dann öffnete sich die Tür und wie in einem Traum erschien die Schwester. «Schmerzen?» fragte sie leise, ich keuchte nur bejahend und nun, während ich mich in meinem Bett wälzte, hörte mein Ohr genau jene feinen Geräusche: das Absägen der Ampulle, das Hochsaugen der Flüssigkeit, das Klappern der Flasche mit Alkohol, aus der die Spritze und ein Läppchen zum Desinfizieren der Einstichstelle begossen wurden. Und dann machte ich Arm oder Oberschenkel frei. Um diese Zeit aber, eben als ich zum zweitenmal im Krankenhaus war und der Professor auf meine angstvolle Frage so gleichgültig geantwortet hatte, begann die Nachtschwester mich grundlos — wie mir schien — zu quälen, denn sie machte die Injektion nicht mehr in Bein oder Arm, sondern in die Brust, den Leib und die Schulter. Das tat sehr weh und ich beschwerte mich, allerdings zunächst ohne Erfolg, so daß ich mir schon ernsthaft überlegte, ob ich nicht lieber auf Schlafmittel, markierten Schmerzanfall und schmerzhafte Injektion verzichten sollte. Aber dann stellte ich mir wiederum die Wirkung des Stoffes vor: zuerst zwei Minuten gar nichts als ein gespanntes Gefühl der Erwartung, dann beginnt es mit einem leichten, intensiven, aber nicht unangenehmen Druck auf den Magen. Dieser Druck auf den Magen, er war mir — wenn man das so sagen kann — lieb und vertraut. Gleich, wußte ich, würde diese lebensvolle Wärme durch meine Glieder strömen, als ob man warm und beseelt sein Blut sich durchfließen fühlt. Schließlich bleibt dann diese geschlossene körperliche Wärme und geht auch in das Denken und Fühlen über.

Eines Abends passierte folgendes: ich hatte gerade meine Injektion bekommen und schloß die Augen, um ja nichts von jenem Gefühl zu versäumen, als ein junges Mädchen, das in der Küche aushalf, ins Zimmer trat, mich mit, wie mir schien, unterdrücktem Lächeln fragte, ob die Schmerzen schon vorüber seien, und als ich — noch schwach und leidend — ihre Frage bejahte, stürzte sie prustend fort. Hier stimmt etwas nicht, dachte ich mir, aber ich wußte nicht was. Ich erfuhr es erst ein paar Tage später, als mich der Professor bei der Visite fragte, ob mir die Dosis der allabendlichen Injektion genüge, und als ich ernst bejahte, lächelnd seinem Stab etwas mitteilte, woraufhin ein allgemeines Lächeln ausbrach. — Nun wußte ich Bescheid: man hatte mir Aqua destillata eingespritzt! Ich bat den Arzt um eine Unterredung und er gab mir ohne weiteres zu, daß man mir jeden Tag etwas weniger Rauschgift gegeben hatte und nun schon seit zwei Tagen beim reinen Wasser war. Was blieb mir anderes übrig als mitzulachen, und zwar von ganzem Herzen, und irgendwie doch sehr glücklich und befreit.

Dann wurde ich bald gesund und war ein halbes Jahr lang gänzlich frei. Erst als neue schwere Operationen, diesmal in Berlin, notwendig wurden und eine neue schmerzhafte und langwierige Behandlung, da verfiel ich — mit stärkerer Macht und nun beinahe bewußt — der Sucht aufs neue. Und es bedurfte mehrerer Jahre und tausendfacher Qualen und Abenteuer, um endlich davon loszukommen. Dauerhaft? Wer kann das wissen? Ich kenne heute die Gefahren und die Möglichkeiten und die Auswirkungen der Rauschgifte wie wenig andere, weil ich mich stets bemüht habe, alle Seiten dieser Sache, sowohl die medizinischen, wie die soziologischen und psychologischen zu studieren. Ich behaupte und mache mich anheischig, es zu beweisen, daß die jungen Aerzte in ihrer praktischen Ausbildung viel zu wenig und oft nicht Richtiges über die Rauschgiftsucht lernen. Um so mehr hüte sich jeder, damit in Berührung zu kommen. Meidet es wie den leibhaftigen Teufel!

Merkmale des Süchtigen.

Kann man es einem Süchtigen ansehen, ob er süchtig ist? Manche Laien behaupten es, Aerzte eigentlich nie. Selbstverständlich sieht man einem Menschen im letzten Grad der Zerstörung an, daß er zerstört ist, aber es gibt da durchaus keine typischen Rauschgift-Aussehen. Ein ausgezehrter Mensch mit fahrigen Bewegungen kann mancherlei Krankheiten haben, und besonders wird sich ein Süchtiger, der «voll» ist, immer noch ganz anders betragen wie solche, die die gerade notwendige Ration zu sich genommen haben oder wiederum jene, die nach dem Stoff hungern. Das einzige wirkliche Merkmal ist, daß die Pupillen sehr klein werden, aber auch dies Merkmal ist trügerisch, weil die Pupillen, wenn ihr Besitzer in die Weite blickt, sich sehr weiten gegenüber dem Zustand, den sie haben, wenn auf einen nahen, vielleicht noch unerleuchteten Gegenstand geblickt wird. Ein äußerliches Zeichen, das untrüglich ist, gibt es nicht, aber viele, die in Verbindung mit anderen einen Beweis geben können. Appetitlosigkeit, Verstopfung, radikale Aenderungen der Lebensgewohnheiten können einen Süchtigen verraten, aber all diese Argumente können auch eine Krankheit ganz anderer Art zur Ursache haben. Besonders im Anfangsstadium wirkt das Gift lähmend auf den ganzen Organismus, daher betäubt es ja auch die Schmerzen. Später verflüchtigt sich diese Wirkung im wesentlichen. Dann tritt das Gift allmählich in den Lebensmittelpunkt des Kranken. Er zieht sich meist von den Menschen zurück, meidet Geselligkeiten und anstrengende Unternehmungen. Er wird unaufmerksam im Gespräch, hält bei sachlichen Diskussionen nicht durch, ermüdet bei jeder körperlichen und geistigen Anstrengung sehr schnell, ist aber sehr wohl fähig, vor der Ermüdung besonders witzig, besonders logisch und geistreich zu erscheinen. —

Gefährdete Künstler.

Oft wird die Frage aufgeworfen, ob die Sucht geistige Arbeit fördere, und es gibt eine ganze Reihe von Beispielen, die ich aus meinen persönlichen Erlebnissen noch um viele vermehren könnte, daß besonders Menschen geistiger Berufe dem Gift verfallen. Künstler, Aerzte, Wissenschaftler, sie erliegen am ehesten, und da dies gerade das Menschenmaterial ist, das das geistige Gesicht einer Nation formt, muß man besonders diese Klasse Menschen vor dem Gift schützen. — Warum erliegen diese Menschen besonders leicht? Man sollte doch gerade annehmen, daß sie infolge ihrer Vorbildung und Erkenntnisfähigkeit größere Waffen im Kampf um die Sucht besäßen als andere.

In diesem Zusammenhang interessiert besonders jener permanente und unumgängliche Zustand des Künstlers, den ich als schmerzliche Lebensunzufriedenheit bezeichne. Morphium hilft die Spannung überwinden, es macht aus der Lebensunzufriedenheit eine gewisse in sich ruhende, sich selbst bejahende, weil ausfüllende Selbstsicherheit. Und hier kann man die eigentliche Wirkung des Morphiums, nach der die Laien immer fragen, besonders deutlich feststellen. Der berühmte Rauschgift-Arzt, Dr. Fritz Fränkel, formulierte einmal die Wirkung des Giftes folgendermaßen: «Es gibt ja gar nicht das, was man einen Morphiumrausch nennt. Mit diesem Wort Rausch wird überhaupt rasch Mißbrauch getrieben. Der Kokainrausch, den der Kokainschnupfer ‚Cocolores' nennt, ist der Zustand einer gewissen Euphorie, einer Erregung und Entfesselung, ein Zustand, den man schon eher mit Rausch bezeichnen kann. Für Morphium gilt das gewiß nicht. Der Morphinist, der Süchtige, braucht das Morphium, um das Defizit zu decken, das er hat, wenn er das Morphium nicht nimmt.» Aus dieser Formulierung erkennt man besonders deutlich, daß Menschen mit Minderwertigkeitsgefühlen besonders leicht dem Morphium erliegen, — Künstler, deren vergeistigtes Minderwertigkeitsgefühl die Triebkraft ihres Schaffens ist, sind also besonders aufnahmefähig.

Sie sind besonders aufnahmefähig, weil — im ersten Stadium das Gift ihnen wirklich bei der Arbeit hilft. Ich kenne einen deutschen Autor, dessen Namen jeder Gebildete in Europa kennt. Wir begegneten uns in einem Sanatorium bei Dresden und freundeten uns an, weil wir beide an

Seltsame Nachbarschaft — Aufnahme Senckpiehl

Das gibt es in Spanien: Kirche und Kaserne im selben Hause in Barcelona

der gleichen Krankheit litten: mit aller Kraft begehrten wir sehnsüchtig, frei vom Gift zu werden. Aber es schwebte ein Verhängnis über uns, und ich weiß nicht, ob die Leser es sich vorstellen können: immer wieder riß der eine, der dem andern helfen wollte, den andern in den Abgrund zurück. Die Aerzte sorgten sich sehr um uns und beschäftigten uns so viel wie möglich. Während der Vormittage wurden wir unausgesetzt mit allen möglichen Bädern geplagt, dann in angewärmten Wolldecken, mit an den Leib gepreßten Armen derart verschnürt in den Wald gelegt, daß wir uns nicht rühren oder befreien konnten; am Nachmittag fuhr uns ein Arzt mit seinem Auto stundenweit in den Wald und setzte uns dort ab, damit wir allein zurückmarschieren sollten, ach, und auf einmal in der Nacht wachte ich auf und ich sah meinen Freund verzweiflungsvoll mit verzerrtem Gesicht vor einem Manuskript sitzen, es fiel ihm nichts ein, stöhnte er. Und das Ende vom Lied war, daß wir beide uns ein Taxi bestellten und in die Stadt hinunterfuhren, um uns neuen Stoff zu besorgen. Dieser Mann ist bis heute noch nicht genesen, und er wird auch nicht mehr gesund werden. Schon lange hat er es aufgegeben, um seine Produktion besorgt zu sein, denn er hat keine Produktion mehr; er ist der großen Gleichgültigkeit verfallen, und eines Tages, in absehbarer Zeit, die man sich beinahe ausrechnen kann, wird man in den Zeitungen lesen, daß er sich umgebracht hat. In den letzten Jahren litt er an einer unheilbaren Krankheit, wird schonend in den Nachrufen stehen, und dabei — hört es und vergeßt es nicht und glaubt mir! — hat der leidenschaftliche Ruf dieses Menschen einst ganz Europa ins Herz getroffen, seine Persönlichkeit, sein persönlicher Charme, seine Güte und Menschlichkeit wurden überall zitiert, — jetzt ist er ein Bündel entsetzlich verwundbarer Nerven, ein Greis, ein hilflos stammelndes Kind: Morphium!

Und darum muß immer wieder und besonders den geistigen Menschen klargemacht werden, daß die Blüte, die das Gift ihrer Produktion angedeihen läßt, eine trügerische, verderbliche und zerstörerische ist.

Wer hat schon Maria Orska vergessen? Maria Orska kam aus dem Osten, sie war jung, schlank, begehrlich nach Dasein, Heftigkeit, Anerkennung, Macht; einer der unzähligen Menschen, dessen Seele aus dem Kerker von vielen Jahrhunderten dumpfer Kleinbürgerlichkeit, Beschränkung und Leiden ausbrechen will. Sie konnte noch nicht deutsch sprechen, als sie schon in Hamburg die Salome spielte: halbnackt, animalisch, mit jenen leisen Schreien, die das Pathos pathetisch machen und fühlen lassen, daß dies Wort Pathos nichts bedeutet als tiefste Trauer. Den Hamburgern, denen die Möglichkeit zur Beherrschung der Temperamente allmählich zur selbstverständlichen Fähigkeit wurde, entriß die Orska mit ihrem Schrei die Ruhe und die Andacht vor sich selbst. Es ist noch niemals in der Geschichte des Künstlertums ein Mensch mit einer solchen Erregung bejubelt und verdammt worden wie Maria Orska bei ihrem ersten Auftreten. Es brach eine neue Zeit für das Theater an. Sie revolutionierte das Theater, das heißt, sie revolutionierte ihre Mitspieler und das Publikum.

Bis sie das war, was sie sein wollte: bis sie Macht hatte, Anerkennung, Ruhm.

Und dann?

Dann begann das Feuer zu brennen, und die Gier nach mehr, nach Größerem wurde in ihr zur Manie. Sie wollte noch mehr erreichen und konnte es nicht. Der Ruhm wurde ihr langweilig. Die Macht wurde ihr alltäglich. Sie griff zum Rauschgift.

Bei der Orska dauerte es, glaube ich, mehrere Jahre bis sie eine müde, alte Frau war. Ehrgeiz, was war das? Macht, hat sie davon nicht schon einmal etwas gehört? — Und noch einmal rafft sie sich auf, sie begibt sich in eine jener Entziehungsanstalten, von denen später noch die Rede sein wird. Aber es war zu spät. Zehn Monate lang ließ sie sich — freiwillig — in einer Anstalt bei Wien quälen. Und zwei Tage, nachdem man sie als «geheilt» entlassen hatte, spürte sie, daß das Verlangen über sie kam, groß und größer und allmächtig wurde. Der Widerstand ihrer verzweifelten Sinne ist klein, sie versucht Widerstand, wie mag diese Kreatur sich gequält haben, diese zwei Tage! Dann gab sie den ungleichen Kampf auf und tötete sich mit Veronal. Beim Morphium stirbt man nicht am Gift. Beim Morphium stirbt man aus Verzweiflung über die eigene Machtlosigkeit, man stirbt an Stolz.

Ich könnte namentlich eine ganze Reihe von großen Künstlern, Staatsmännern und Wissenschaftlern aufzählen, die — der Oeffentlichkeit unbekannt — derart geendet haben. Der moralische Bürger, der in täglicher Pflichterfüllung sein Leben verbringt und der mit lebhafter Verachtung auf die willensschwachen und verdorbenen, auf die lasterhaften und verächtlichen Suchtkranken herabsieht, er ahnt nicht einen Bruchteil von der schaurigen Wirklichkeit jener armen Kreaturen; ich glaube, sonst wären selbst seine ruhigen Nächte unruhig und voller Gespenster.

Entmoralisierung.

Und doch hat er recht, der Bürger. Das Rauschgift wirkt ohne Zweifel entmoralisierend, weil es Hemmungen zerstört. Ich weiß, mit welcher Virtuosität die anständigsten und feinsten Menschen — wenn sie dem Rauschgift verfallen sind — lügen und betrügen, fälschen und einbrechen, verletzen und treten. Was habe ich nicht in dieser Beziehung schon selbst miterlebt! Ein Familienvater, hoher Gerichtsbeamter und zärtlicher Vater von zwei schönen Kindern, ließ sich dazu herbei, nach einem untadeligen Leben, für seine Lieferanten aus der Unterwelt Gerichtsakten zu stehlen. Das junge Mädchen, von dem ich eingangs sprach, daß es durch eine Ohrenentzündung zu der Sucht gekommen war, ein feines, stilles Kind aus bester Familie, es fand sich bereit, bei den ordinärsten Orgien der Unterwelt sich zu beteiligen. — Jeder, jeder verliert viel, und tauscht nichts dagegen ein als ein paar wenige ruhige Stunden. Ich kenne einen jungen Menschen, der — auch wieder in einem Krankenhaus durch eine Blasengeschichte — sich das Rauschgift angewöhnte. Er war mit der zärtlichsten und liebenswertesten Frau der Welt verlobt, einer Frau, die zu belügen dem schwersten Verbrecher schwer gefallen wäre. Mein Gott, wie belog der Junge das arme Mädchen! — Vielfach wird man ja auch dazu gezwungen. Durch die noch immer im Volk verbreitete Meinung, daß die Rauschgiftsucht ein Laster sei, genieren sich natürlich die Süchtigen zunächst vor ihren Angehörigen und manchmal sogar vor dem Arzt, man weicht Fragen nach dem Grund der Verstörung aus und beginnt damit zu lügen. Dann kommt eins zum andern. Man will auf jeden Fall und um jeden Preis in den Besitz des Giftes kommen und scheut sich nach anfänglichen Hemmungen schließlich auch nicht mehr vor Betrügereien, weil man mit einem gewissen kindlichen Trotz sich dafür rächen will, daß man aus der Gesellschaft fröhlicher, unbekümmerter Menschen ausgeschlossen ist. — Der Schriftsteller, von dem vorhin die Rede war, war besonders zu derartigen Dingen veranlagt. Als er als Kind einmal wegen einer schlechten Zensur von seinem Vater gestraft wurde, brannte er sich in kindlicher Leidenschaft mit Streichhölzern Brandwunden in die Hand; er wollte den Vater strafen, indem er sich selbst strafte, und dementsprechend hat er sich später für jeden Mißerfolg in der Welt an der Natur, verkörpert durch sich selbst, gerächt. Ich kann das sehr verstehen; derartigen Handlungen liegt eine tiefe Ursache zugrunde, und es gibt mehr Menschen als man glaubt, die sich so sehr verbunden der Natur

fühlen, daß sie, wenn sie sich selber Schmerzen zufügen, es in dem Gefühl tun, damit die Natur, die Vorsehung, Gott zu treffen.

Wieviel Manien ist der Süchtige überhaupt ausgesetzt! Als ich einige Zeit Morphinist war, bemerkte ich eines Tages an mir selber, daß ich mit größerer Vorsicht als je abends meine Wohnung verriegelte und bevor ich schlafen ging mit dem Revolver in der Hand genau durchsuchte, ob dort jemand versteckt sei. Im späteren Stadium stand ich mehrmals in der Nacht auf, um mit entsichertem Revolver durch alle Räume zu schleichen. Eines Tages fiel es mir auf und ich wußte genau, daß ich in normalen Zeiten nie auf den Gedanken gekommen wäre, mich derart zu benehmen. Ich lachte mich selbst aus, aber das verstärkte zwar meine Unsicherheit, nützte mir aber in der Sache selbst wenig, so daß in den folgenden Wochen der kuriose Umstand eintrat, daß ich zwar ganz genau wußte, daß diese Angst nur ein Produkt der Giftwirkung sei, aber trotzdem nicht aufhörte, sie zu haben.

Tatsachen über China.

Der Leser, der mir bisher gefolgt ist, wird allmählich erkannt haben, um welches international tödliche Gift es sich bei den Opiaten handelt. Diese Erkenntnis ist in den letzten Jahren endlich auch in diejenigen Kreise gedrungen, die für die Gesundheit und Wohlfahrt der Völker zuständig sind. Mehrere internationale Ligen haben den Kampf gegen die Rauschgift aufgenommen, besonders die Opium-Kommission der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, die 1929 in Prag gegründet wurde. Auf einer Tagung der Völkerbundskommission wurden folgende Tatsachen über China mitgeteilt: «Das Opiumverbot besteht seit langer Zeit in China, ist aber niemals Wirklichkeit geworden. Auch unter der Herrschaft der Kuo-Min-tang verbreitete sich das Opium von Tag zu Tag. Tschiangkai-Schek selbst hat im Jahre 1929 für über 500 000 chinesische Dollars Opium von den inneren Provinzen nach Shanghai transportiert. Ueber dieses Vorgehen ist sowohl in der ausländischen wie auch in der chinesischen Presse geschrieben worden. In den Provinzen Gansu, Schensi, Honan unter der Herrschaft des Generals Feng und in der Mandschurei unter der Herrschaft des Generals Dscheng gibt es sogar amtliche Bestimmungen, welche die Bauern verpflichten, Opium zu pflanzen und dafür schwere Steuern zu zahlen. In einer der inneren Provinzen unter der Herrschaft des dortigen Generals müssen selbst diejenigen Bauern, die Opium nicht pflanzen wollen, auch Steuern zahlen, und zwar unter dem Namen «Faulheitsstrafe». — Die Provinzen Honan, Gansu, Schensi erlebten im Jahre 1928 infolge von Trockenheit eine ungeheure Hungersnot. Die meisten Einwohner dieser Provinzen hatten statt Getreide, welches sie in fruchtbaren, feuchten Jahren für die unfruchtbaren Jahre aufspeicherten, das uneßbare Opium angebaut. Viele Millionen von Menschen stillten ihren Hunger zuerst durch das Essen von toten Mäusen, dann kamen Graswurzeln dran, dann Baumrinden usw., bis sie schließlich nichts mehr fanden und eine Unzahl von Chinesen elendiglich zugrunde ging. — Die chinesischen Kulis, die meistens keine Ahnung von den Folgen dieses Giftes haben und unorganisiert sind, sind in der Mehrzahl Opiumraucher. Das Opium dient den Kulis als Betäubungsmittel, wodurch sie ihr elendes, viehisches Dasein zu vergessen suchen. Anderseits können die Kulis infolge des Opiumgiftes weniger essen, von weniger Geld existieren.»

«Bebaut ein Mohnbauer sein Feld mit Mohn, so hat er zur Steuer zu gehen und zu melden: ich habe so und so viel Morgen mit Mohn bepflanzt, und zahlt die vorgesehene Steuer. Der Anbau ist ihm dann auch selbstverständlich offiziell erlaubt. Jedes Jahr lesen Sie in der Zeitung, daß so und so viele Felder von der Regierung unterpflügt sind. Hier handelt es sich um Bauern, die bei der Angabe der Größe ihres bestellten Ackerbodens die Regierung um Steuern betrügen wollen; dann wird das Feld sofort unterpflügt. Aber Kampf gegen den Mohnanbau kann man das nicht nennen! Seit 1910 gibt es in China keine Zentralregierung. Während einzelne Tuchune (militärische Gouverneure) nicht nur den Opiumanbau und dessen Handel und Genuß sogar mit Todesstrafe belegten, zwangen andere Generäle die zu ihren Provinzen gehörigen Bauern geradezu, ihre Felder nicht mit lebensnotwendigen Dingen, wie Reis usw., sondern mit Mohn zu bebauen, weil dieser Mohn für sie enorme Steuern und Erträge beim Export abwarf.»

«In einer solchen Provinz, in der der Opiumgenuß usw. mit dem Tode bedroht war, beobachtete ich einmal in einer Kneipe, wie sich in einer der Wände ein Loch befand, welches durch ein kleines Stück Vorhang verdeckt war. Ich sah, wie die Besucher einer nach dem andern hingingen, den Vorhang zurückstreiften, den nackten Arm hindurchstreckten und mit einer Injektion zurückzogen und darauf einige Kupfermünzen hineinwarfen. Das Militär tat ganz dasselbe. Es wurde nur die Vorsicht geübt, daß der Empfänger des Rauschgiftes den Spender und umgekehrt nicht sah, so daß man vor Denunziationen geschützt war.»

Die Affäre des Persers Assaduleieff.

Was wird vom Völkerbund unternommen? Die erste internationale Konferenz fand 1909 in Shanghai statt, welche die Grundlage für das Haager Abkommen schuf, das 1912 in Haag akzeptiert worden ist. Ein Punkt dieses Abkommens heißt: «Die Vertragsmächte werden Gesetze oder Verordnungen über das Apothekenwesen erlassen, durch welche die Herstellung und Verwendung und der Verkauf von Morphium, Kokain und deren Salzen auf den medizinischen und gesetzmäßigen Gebrauch beschränkt wird.»

Bei Kriegsausbruch lagen allerdings erst wenige Ratifikationen vor, aber bei Kriegsende kam man auf die vorzügliche Idee, in einem Passus der Friedensverträge zugleich den Beitritt zum Opiumabkommen vorzunehmen; das brachte zwanzig neue Ratifizierungen, und zugleich wurde der Völkerbund mit der Ueberwachung beauftragt. Aber all diese internationalen Abkommen — so lobenswert sie auch an sich sind — nützen doch nur insofern, als sie ein möglichst großes internationales Publikum über die Gefährlichkeit des Rauschgiftes instruieren. Endgültigen Nutzen bringen nur nationale, vernünftige Gesetze, besonders aber in den Hersteller-ländern. Und wenn man auch nicht verhehlen kann, daß durch die inzwischen geschaffenen Gesetze der wilde Rauschgifthandel ganz verschwunden und der Schmuggel auf ein kleineres Maß zurückgedrängt worden ist, so ist doch die Affäre des Persers Assaduleieff, die in den Jahren 1923/26 in Berlin spielte, ein beschämender Beweis dafür, daß die bestehenden Gesetze nicht genügen. Dieser Fall ist geradezu ein Musterbeispiel, und wenn manches phantastisch klingen mag, so soll nochmals an dieser Stelle die Versicherung wiederholt werden, daß jedes Wort dieses Berichtes Tatsachen entspricht und beweisbar ist.

(Fortsetzung folgt)

DER LEICHTESTE TABAK FÜR 40 CT

S.A. VAUTIER FRÈRES & Cie
YVERDON & GRANDSON

Benützen Sie in Ihrem eigenen Interesse für Ihre Insertionen die Zürcher Illustrierte

Arterienverkalkung
wird erfolgreich behandelt durch unser Spezialverfahren. Aufklärungsschrift No. 53 op kostenlos.
KURANSTALT Sennrüti 900 m ü. M. DEGERSHEIM

Zwei Minuten

jeden Morgen und Abend bewahren Ihnen den Teint der Jugend

Massieren Sie jeden Tag, morgens und abends, den üppigen Schaum der Palmolive-Seife mit Ihren Fingern sanft in die Haut ein. Er ist duftend und cremig, dringt in die kleinsten Poren ein, öffnet und reinigt sie. Ihre Haut erhält die strahlende Frische der lebenssprühenden Gesundheit.

Bis heute ist noch nichts gefunden worden, das die milde und erfrischende Wirkung der Oliven-, Palmen- und Kokosnussöle auf die Haut übertrifft, und diese Öle bilden die Grundlage für die Herstellung der Palmolive-Seife.

Palmolive-Seife wird in der Schweiz hergestellt und stets in einer olivengrünen Packung verkauft. Achten Sie auf das schwarze Band mit der Goldaufschrift "Palmolive".

~~Fr. 0.65~~ JETZT NUR NOCH Fr. 0.50

Palmolive A. G., Zürich, Talstrasse 15.